DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, 2. November 1932

Nummer 73

Nachtstück.

Skizze von Arnold Krieger-Stettin.

Golk hastet die Treppe hinauf. Er zerteilt mit den Armen das Dunkel, stößt durch gewundene Engnis. Kein Licht steht ihm bei. Doch seine Füße kennen jede Stelle an dieser ausgewetzten Stiege, jeden Schlupf im Haus.

Das Holz ächzt unter dem schweren Mann, so, jetzt noch ein letzter Dreh, da tritt Lina schon von allein aus der Tür, im Nachthemd, die Lampe in der Hand: „Himmelswillen, was ist?“ — „Sind hinter mir her. Muß über die Dächer stürmen. Gib Geld!“

Unten im Flurschacht regt es sich. Golk drängt Lina ans Geländer. „Wer?“ Sie späht geängstigt, offenen Mundes. Da beugt er sich selbst hinunter, sieht einen der Verfolger. „Durch den Keller wie ich, verdammt!“ Toll vor Wut packt er die Lampe, zielt, schleudert, lauscht und nickt. Powerstes Zivil — feige.

In der Stube reißt er ein Zündholz an. „Rasch Geld!“ — „Ich hab' nichts.“ — „Lügst. Ich zähl' bis zwei — —.“ Er zerrt selber eine Schublade heraus. Es ist die richtige. Lina umklammert fauchend seinen Hals: „Ich brauch' es fürs Kind.“ Doch er hat es schon. Sie läßt nicht los. „Laß mich! Der wartet nur auf Verstärkung. Ich muß fort.“ Ein Faustheb bringt sie zum Schweigen. Er steigt über sie weg, rafft die Schlüssel vom Tisch, fingert im Weiterhetzen nach dem Bodenschlüssel. Jetzt schließt er die Tür auf, stürmt durch die muffige Finsternis. Sein Kopf streift Wäsche, fährt daumenbreit am Balken vorbei. Die Leiter unter ihm knackt, er will mit ganzem Leib aus der Luke, prallt zurück. Scheinwerfer!

Golk denkt: Ich muß wieder zur Lina hinein, aus dem Fenster nach der Hofseite 'raus, 'rüberhangeln bis zur Küche vom Franz, da schnappen sie mich nicht. Wenn das Blech nur hält!

Er findet die Tür ohne Tasten, steht wieder im Treppenschacht. Wilder Zugwind. Tumult unter ihm. Die Flamme vom Wurf der Lampe begehrt auf. Beim Löschversuch ist Nachtzeug in Brand geraten. Das Petroleum trägt das Feuer weiter. Gürgens, der Schwachsinnige, gießt Spiritus, häuft Zeitungen, jauchzt. Er hat sich schon lange ein Feuerwerk gewünscht. Verstörte Gestalten wanken durcheinander. Bald wird die Stelle unpassierbar sein. Dann fliegen Kleider und Betten, Möbel stolpern treppab. Kinder schreien dünn und spitz, langgezogen.

Golk denkt: Muß Lina aufmuntern, eh' ich fortmache. Zerschmort mir sonst mit dem Kleinen. — Er rüttelt die Bewußtlose, gießt sie an, kippt einen halben Eimer über sie. Vergebens. Da schultert er sie, schleppt sie die Treppe hinunter durch den erregten Schwall bis zum zweiten Stock, legt sie bei der Zemke ab. Auf die ist Verlaß, sie flattert nicht so verrückt wie die anderen, verspricht ihr Möglichstes. Ob sie einen Polypen bemerkt hätte? — Nein.

Golk steigt zurück, nimmt das Kind aus dem Bett, barsch und gerührt, als wäre es sein eigenes, wickelt es in Decken. Es murrt, strampelt, schläft wieder ein. Golk bringt den Ballen nach unten, zur Zemke. Lina tut ihren ersten Winzler. Golk sagt: „Nicht aufs Rutschtuch das Kleine, wenn's so weit ist. Rollt leicht über die Kante. Schlauch ist das einzig Wahre.“

Das Geschrei wird schlimmer. Im Hinaufgehen denkt Golk: Ist unter Umständen ein Glück für mich, das Feuer. Wenn nur das Blech hält!

Aber die Rinne hält nicht, ist von Rost zerfressen. Und außerdem blendet grade wieder ein Scheinwerfer auf. Also auch hier. Er ist umstellt. Gut zwölf Mann müssen da mitwirken. Das Feuer scheint die nicht zu bekümmern. Er speit grimmig aus.

Er versucht noch einmal, obenherum zu entkommen. Doch da bemerkt er auf den Nachbardächern blitzende Schupohelme. Der Mond ist gerade durch.

Er klettert zurück, überlegt. Er verammelt die Bodentür. Er wittert hinunter. Das Feuer nimmt fürchterlich zu. Der Schwachsinnige ist inzwischen halb tot geprügelt. Schon stürzt ein Treppenstück ein. Die Gefangenen schreien. Golk lächelt düster. Wenn die Feuerwehr ihn rettet, so ist es klar, für wen sie ihn rettet.

Da — jetzt knattert der erste Guß, viel zu spät, immerhin dreißig Liter in der Sekunde. Golk bringt es fertig, sich darüber zu freuen. Ob sie auch mit Natron spritzen werden? Ist doch jetzt eine neue Mode. Schneller würden sie das Feuer damit niedermachen. Aber was hat Golk davon? Die Galgenfrist würde nur verkürzt werden.

Er reibt mit der haarigen Faust über den kahlen Schädel. Er will sich nicht billig liefern, sein Kopf ist ja doch hin. Aber gibt es nicht noch irgend einen Ausweg? Auf phantastische Sachen verfällt er, Kino-Lösungen. Er kann einen der Feuerwehrmänner erschlagen, seine Uniform anziehen, die Leiter hinabsteigen und dann irgendwie verschwinden.

Das Geschrei der Leute ist markzerreißend. Golk hat sonst Nerven aus Kupferdraht, aber dies regt ihn auf. So sehr er mit seiner eigenen Verlegenheit beschäftigt ist, der Jammer der Gefangenen [illegible] ihm ins Blut. Das hat er nicht gewollt, er will nicht den kleinen Pinschern Hab und Gut und womöglich noch mehr genommen haben.

Jetzt kommen einige herauf, die Strohköpfe, hier oben ist es noch gefährlicher, und der Rauch steigt ihnen nach, klumpt sich oben fest, Golk selber wird bald knapp zu atmen haben.

Er hält den Kopf aus dem kleinen Kammerfenster gestreckt. Er kann das Getümmel dort unten deutlich sehen. Der Feuerschein wirkt großartiger als zehn Jupiterlampen. Die Motorspritze prasselt brav, zweitausend Liter in der Minute. Golk kann den Getrieheblock der Automobilleiter erkennen. Die Signalpfeifen schrillen durch den wüsten Lärm.

Durch die undichte Tür des Verschlags nebeln Gase, machen Golk eigentümlich müde. Ein paarmal reißt er sich hoch. Ich muß etwas unternehmen, vielleicht gelingt's doch noch über die Dächer — in dem allgemeinen Trubel. Einmal klettert er wirklich wieder hinauf, aber er sieht, er würde den Polizisten in die Arme laufen. Sie stehen erwartungsvoll da, sie brennen darauf, diese Berühmtheit zu fangen, und lassen sich nicht durch die Feuersbrunst stören.

Golk brütet in seinem Versteck vor sich hin. Der Rauch langt ihm nach der Brust, einstweilen sind es Schlänglein, die sich an ihn heranmachen, bald wird es mehr sein.

Endlich kommt ein Feuerwehrmann auch zu ihm. „Alle gerettet?“ fragt Golk. Die Maske nickt. Golk ist durch nichts zu bewegen, sich retten zu lassen. Der Mann ist selber in Gefahr und muß umkehren. Er hämmert den Notnagel ein, hilft sich mit der Leine zur Leiter. —

Allmählich wird es Golk klar, daß er hier nur die Wahl zwischen mehreren Arten des Untergangs hat. Seine Nüstern sehnen sich nach einem nassen Schwamm. Er muß sich Luft machen. Er kämpft sich zu der großen Stube durch, verstopft die Ritzen, steht am weit offenen Fenster.

Man gibt ihm dringende Zeichen. Das Sprungtuch wird für ihn bereit gemacht. Zwanzig Mann halten es einladend. Golk sieht deutlich die Metallkämme der Feuerwehrhelme. Auch zwei Polizisten halten mit, rufen beschwörend. Golk schüttelt den Kopf. Er weiß, daß jeden Augenblick ein Einsturz erfolgen kann. Seine Augäpfel drängen heraus; aber seine Gelenke sind wie versteinert. Die da unten bitten inständig, flehen fast. Golk hat Angst zu bleiben, Angst zu springen. Vor dem Gesimse hat er Angst, vor falschem Aufschlagen, vor dem Staatsanwalt.

In diesen Minuten büßt Golk einen Teil von dem, was er siebzehn Jahre lang verbrochen hat.

Da endlich springt er, neun, stürzt er. Hundertfehliger Aufschrei. Golk erreicht das große Segeltuch, aber er prallt durch, der Schwerverbrecher.

Im Auto, das ihn zur Unfallstation bringt, vermag er noch zu denken: Bester Gott, du himmlische Rache, mach Schluß mit mir. Laß nicht zu, daß sie mich fürs Schafott pappeln!

Das erste Gebet, das je über diese Lippen gekommen ist. Und zugleich das letzte.

Ein Rädchen blieb stehen . . . / Skizze von Erich Höhne-Dresden

Schrill rasselte der Wecker. Karl Rüger fuhr aus wüsten Träumen auf und tastete verwirrt nach dem Schalter. Neun Uhr, und noch so finster? Dann fiel es ihm ein. Neun Uhr abends war es ja, und in einer Stunde begann seine Nachtschicht in der Papierfabrik, wo er die Holzschleifmaschine seit Jahren bediente. Aber heute war er ohne Zweifel krank, sehr krank sogar. Schon am Mittag hatte er es gemerkt, als er sich zu Bett legte. Die Glieder waren ihm wie Blei, Fieber raste in seinen Adern, und alle Nerven zitterten.

Ob er nicht lieber zu Hause blieb? Er rechnete: „Acht Stunden Lohnausfall machen fünf Mark. Krankengeld gibt's erst vom dritten Tage ab, also büße ich noch einen Tag ein, das sind rund zehn Mark.“ Eine solche Verschwendung konnte er sich nicht leisten. „Wahrhaftig, eine raffinierte Einrichtung, das mit den drei Tagen“, ging es ihm durch den Kopf, während er sich mühsam erhob. Er mußte sich sofort mit beiden Händen am Bettpfosten anklammern, so schwindlig war ihm. Er wankte zur Waschschüssel und steckte den Kopf in das kalte Wasser. Das tat gut, der Schwindelanfall ließ nach. Es würde schon gehen. Heute war Sonnabend, und morgen konnte er den ganzen Tag sowie die darauf folgende Nacht schlafen. Er nahm Kaffeekrug und Schnitten, die seine Wirtin bereitgestellt, an sich und machte sich auf den Weg.

Ein kalter Wind pfiff durch die spärlich erleuchteten Straßen. Karl erschauerte. Oder war es das Fieber? Er wußte es nicht. Wie im Traum ging er den wohlbekannten Weg. Unwillig blickte er zu den Häusern empor, in denen ein Licht nach dem anderen erlosch. Die hatten es gut, krochen jetzt ins warme Nest und schliefen ungestört dem Sonntag entgegen.

Endlich kam die Fabrik in Sicht. Grell stach das weiße Licht der Bogenlampen in die Finsternis. Verworrener Maschinenlärm drang dumpf aus dem Fabrikinnern. Jetzt war Karl schon so nahe, daß er die einzelnen Geräusche unterscheiden konnte: das gleichmäßige Rollen der Feldbahnwagen, das Aufkreischen der Kreissäge, das Stampfen der Dampfmaschine, das Surren der Ventilatoren und, alles übertönend, das Getöse der Holzschleifmaschine, welche die Holzstücke zu Brei zermahlt, „schleift“, wie der Fachausdruck lautet. Karl stellte mit Befriedigung fest, daß seine Maschine wie immer den meisten Lärm machte.

Alles war wie sonst, und doch kam ihm alles heute so seltsam unwirklich vor, als hätte er gar nichts damit zu tun. Das Fieber hatte wieder Gewalt über ihn bekommen. Er strebte den Umkleideräumen zu. Es war bereits zehn Minuten vor zehn Uhr, und seine Kollegen hatten den Raum schon verlassen. Vor der Arbeitstafel erfaßte ihn wieder ein Schwindelanfall, und er mußte sich an das Brett klammern. Gedankenverloren starrte er auf die Tafel. Der neue Schichtplan für die nächste Woche hing dort. Er müßte eigentlich dann Frühschicht haben. Mechanisch suchte er seinen Namen. Richtig, da stand er schon: Schleifer, 1. Schicht, Karl Rüger. Alles in schönster Ordnung. Oh, der Betrieb war vorzüglich organisiert. Sorglich geordnet standen die vielen Namen und vor jedem die Maschine, zu der er gehörte. Karl nickte erbittert. Natürlich, erst die Maschine, dann der Mensch! Heutzutage herrschte die Maschine. Und das Menschlein, das ihr diente, war nur ein notwendiges Teilchen von ihr, ein Rädchen, das man auswechselte, wenn es nicht mehr konnte.

Scharfe Klingelzeichen rissen Karl Rüger aus einem Brüten. Zehn Uhr! Er hastete in den Schleiferraum. Sein Kollege stand an dem fauchenden Ungetüm und füllte Holzstücke in den weit aufgerissenen Rachen der Maschine. Dann warf er die Klappe zu, drehte an dem Druckventil, und viele Atmosphären preßten das Holz unter Wasserzufluß solange an den rasend sich drehenden riesigen Stein, bis es als dicker Brei unten ablief. Nun wandte der Mann sich Karl Rüger zu. Ein stummer Gruß, eine Kopfbewegung nach einem Pappschild über der Maschine, und weg war er. Karl sah sich das Pappschild näher an. „Nicht über neun schleifen! Stein hat einen Sprung. Rüger morgen früh dableiben zum Steinauswechseln“, stand dort zu lesen. „Neun“ bedeutete: neun Atmosphären Druck; was das andere hieß, wußte Fritz recht gut. Der alte Stein sollte morgen früh herausgenommen und ein neuer dafür eingesetzt werden. Bei dem riesigen Gewicht des Mahlsteines war das eine Arbeit von gut vier Stunden. Dabei konnte er sich jetzt schon kaum noch auf den Beinen halten. Doch jetzt hieß es durchhalten. Mit Anstrengung hob er den Kopf, um nach dem Druckmanometer zu sehen. Undeutlich sah er den Zeiger um die 10 herum schwanken. So hoch durfte er heute doch nicht gehen! Karl drehte an dem Druckventil, und der Zeiger ging langsam zurück. Doppelt aufpassen würde er heute müssen und sehr sorgfältig arbeiten, sonst kriegte er sein Quantum Holz nicht unter. Dann gab es vorn an den Maschinen Ausschuß, und der Teufel war los. Oh, man hatte alles vorzüglich ausgedacht. Wehe, wenn ein Rädchen nicht wollte! Es wurde sofort bemerkt, und — das Auswechseln ließ dann nicht mehr lange auf sich warten.

Wenn ihm nur nicht so schwindlig wäre! Eine Hitzewelle nach der anderen raste durch seinen Körper und raubte ihm das klare Denkvermögen. Wie ein tückisches Auge schielte das Manometerzifferblatt zu ihm herunter: „Nimm Dich in acht, Mensch! Wenn Du mich nicht sorgfältig behandelst, machst Du Dir Ungelegenheiten.“

Eine sinnlose Wut erfaßte Karl plötzlich. Jede Ueberlegung wurde von der Krankheit erstickt. „Ich werde Dir zeigen, wie man Dich behandeln muß, Du Aas“, dachte er knirschend und drehte das Druckventil ganz auf. „Wenn Du jetzt platzt, wird sofort ausgewechselt, und ich kann morgen um sechs Uhr nach Hause gehen.“ Das Fauchen der Maschine ging in ein drohendes Heulen über. „Wie das Vieh jammert!“ stellte er mit Genugtuung fest. „Ganz wie ein Mensch . . . Wenn ich jetzt sterben würde, ob sie dann wohl einen neuen Schichtplan machen müßten? Aber das würde denen gar nicht einfallen! Nur meinen Namen würden sie durchstreichen und einen anderen dafür einsetzen, nichts einfacher als das. Ekelhaft, ein solches Dasein, die sollen mich alle . . .“

In diesem Augenblicke zersprang der überlastete Stein in tausend Stücke. Eins traf Karl und zerschmetterte ihm den Kopf. Lautlos stürzte er zu Boden. Menschen eilten herzu. Der Betriebsleiter warf einen entsetzten Blick auf den blutigen Körper, der eben auf eine Bahre gelegt wurde. Wie konnte das nur geschehen? Ein eisiger Schreck durchfuhr ihn, als er an den defekten Stein dachte. Eigentlich hätte er ihn sofort auswechseln lassen müssen. Aber dann würde der Betrieb einige Stunden still gestanden haben. Man konnte den Sonntagvormittag dazu verwenden. Hatte er, der Betriebsleiter, aus Rentabilitätsgründen ein Menschenleben auf dem Gewissen? Und — was würde die Unfallversicherung dazu sagen? Mit zitternder Hand nahm er den Papierstreifen aus der Maschine, der die Druckkurve anzeigte. „14 Atmosphären?“ las er staunend. Ja, war der Mensch denn verrückt geworden? Das hätte nicht einmal der unversehrte Stein ausgehalten. Außerdem stand das Pappschild noch immer auf der Maschine, das zur Vorsicht mahnte. Jedenfalls, der Papierstreifen würde seine Unschuld beweisen, so bedauerlich der Unfall an sich war.

Der Betriebsleiter nahm ein Protokoll auf und besah den Schaden. Die Maschine selbst war nur wenig beschädigt, nur der Stein herausgesprungen und natürlich unbrauchbar. Aber der sollte sowieso ausgewechselt werden. Er gab Anweisung, sofort mit der Arbeit zu beginnen.

Punkt sechs Uhr morgens war alles wieder in Ordnung, und es geschah, wie es der tote Karl Rüger vorausgesehen hatte: Der Betriebsleiter ging zur Schichttafel, strich den Namen Karl Rüger und setzte einen anderen dafür ein.

Die Hofchronik.

Skizze von Wilhelm Winkel-Hannover.

Der Birkhofsbauer sitzt in der niedrigen Stube auf dem Sofa, da, wo es noch ein wenig fest ist und die Sprungfedern nicht bei jeder Bewegung quietschen. Vor ihm liegt ein altes Buch mit dicken, vergilbten Blättern. Er beugt sich, den Kopf in beide Hände gestützt, die Brille auf der Nase, mit gerunzelter Stirn darüber, blättert mit seinen arbeitsharten, steifen Fingern darin hin und her. Dann seufzt er auf, taucht einen mächtigen Federhalter mit rostiger Feder in ein Ungetüm von Tintenfaß und setzt an, um etwas in das Buch zu schreiben. Aber ehe er einen Strich getan hat, legt er den Halter wieder hin und sagt zu seiner Frau, die drüben auf einem Brettstuhl neben dem altmodischen Schrank regungslos sitzt: „Wie soll ich's — nur hinschreiben!“

Ja, wie soll er's nur hineinschreiben in die Familienchronik, daß heute auf seinem Hofe Termin war, wo vierzig Morgen des besten Ackerlandes verkauft wurden? Wie soll er Enkeln und Urenkeln begreiflich machen, daß dies ohne seine Schuld geschah? Daß kein Mensch ahnen konnte, als er die neue Scheune baute, die Viehställe neu einrichtete, Maschinen anschaffte, daß jemals solche Preise kommen würden! Wer hat wissen können, daß ein Hof, der seit Menschengedenken einer der besten in der Umgebung war, nicht einmal die Zinsen aufbringen konnte für das Darlehen, das vor drei Jahren aufgenommen wurde! — Und dann die Seuche — die Viehpreise, die ins Bodenlose fielen. Endlich auch die Krankheit des Sohnes. Es war ein ununterbrochenes Bergab bis heute.

Der Birkhofsbauer sieht abermals nach seiner Frau hinüber und denkt: „Sie sagt nichts.“ Und wieder spricht er nach einer Weile: „Ich weiß nicht, wie ich's schreiben soll.“

Da sagt die Frau: „So schreib nichts hinein!“

Einen Augenblick betrachtet der Mann sie mit großen Augen. Dann schüttelt er den Kopf: „Das wär ja Betrug. Ich würde der erste Unehrliche unter den Birkhofsbauern sein, der etwas verschweigt. Lies, was hier vorn im Buche steht: ‚Chronika aller Begebenheiten auf dem Meygerhoff zu Lendern.‘ Nichts ist darin verschwiegen. Hier: ‚Keine Gefälle bezahlet, weilen Kaiserliche alles weggeschleppet und alle Kämpe desolat gemachet‘. Und da: ‚Anno 1700 ist eine schröckliche Wasserflut gewest. Hat Meyger um Remission gebeten.‘ Und so geht es weiter. Hier wird berichtet, wie die Franzosen im Siebenjährigen Krieg gehaust haben. Auf diesen Seiten steht alles von dem großen Brand Anno 1790. Hier wird von den Befreiungskriegen erzählt. Hier ist die erste Karte sämtlicher Ländereien, die zum Hof gehören. Hier steht die Geschichte der Lastenablösung. Vor hundert Jahren war das. — Dies hier schrieb mein Großvater, dies mein Vater. Fünf Kinder fand er mit gutem Gelde ab und kaufte doch noch die Glockenwiese. — Und ich soll nun drunterschreiben: Verkauft wurde die Weidenkoppel, die große Koppel an der Beeke, die Tannenriede!“

Die Frau hat inzwischen ihren Platz verlassen. Sie sitzt neben ihm auf dem Sofa, schaut auf die Seiten, die er gerade aufschlägt. Bei den letzten Worten faßt sie seine Hand und sagt: „Soll ich schreiben?“

Er wird verlegen. Stotternd fragt er: „Du? — Ja — und wie willst — Du?“

Sie hat ihm die Feder aus der Hand genommen und schreibt: „Der Bauer schämt sich, in dies Buch zu schreiben, daß wir vierzig Morgen verkaufen mußten. So will ich's tun, die Frau! Wir verkauften das Land, um den Hof vor den Gläubigern zu retten. Weil alles nicht stimmte, was wir ausgerechnet hatten, kamen wir in diese Not. Wir hatten gebaut und gekauft, das Geld dazu war geliehen. Hernach gab es Preise, daß uns schon die Zinsen den Hals zudrückten. Nun ist der Hof frei. Gott, der gute und schlechte Zeiten gibt, wird sorgen, daß wir bald eine Koppel zurückkaufen können. Das andere mögen Enkel und Urenkel tun.“

Als die Birkhofsbäuerin dieses geschrieben hat, liest sie es ihrem Manne vor. Ihre Stimme klingt dabei fest und sicher. Dann klappt sie das Buch zu, ergreift des Bauern Hand und sagt: „So! Nu wollen wir da nich mehr von sprechen!“

Er sieht sie an und wiederholt: „Nee, nu wollen wir da nich mehr von sprechen!“ Er erhebt sich, greift nach seiner Mütze, bleibt im Hinausgehen noch einmal stehen und fährt fort: „Is man gut, daß es nu drin steht. Es geht doch die Sage, wer von unserm Hof Land verkauft ohne die allergrößte Not, muß nach seinem Tode hier umgehen. Aber es war ja die größte Not!“

Und er geht hinaus, um nach dem Vieh zu sehen. Erst draußen, als er im Dunkel ist, wischt er sich eine Träne aus dem Auge.

Die ewige Uhr.

Skizze von Gerhart Herrmann Mostar.

„Herr Sebald“, sagte der Küster zu dem alten Uhrmacher, „wenn Sie mit dem Aufziehen fertig sind, möchten Sie eben mal zum Herrn Superintendenten 'rüberkommen.“

Der alte Sebald sah dem davonschlürfenden Küster kopfschüttelnd nach. Seit zwanzig Jahren diente er der Aegidienkirche, wenn es auch ein kleiner Dienst war: Täglich einmal klomm er auf seinen alten Beinen, die dennoch so rüstig zu steigen wußten, die schiefgewinkelte Kirchturmtreppe hinauf, sah umständlich und sorgsam das wohl schon hundertjährige Werk der Turmuhr nach und zog die schweren Gewichte, wenn sie fast abgelaufen waren, wieder in die Höhe, eine Arbeit, die ihn schon fast Anstrengung kostete. Seit zwanzig Jahren aber auch hatte ihn der Herr Superintendent nie zu sprechen gewünscht. Was war los? Hatte er irgend etwas nicht sorgsam genug gemacht? Das war nicht denkbar. Wollte man einen Jüngeren an seine Stelle nehmen, ihm, der das kleine Geschäft längst dem Mann der einzigen Tochter überlassen hatte? Auch dafür sah er keinen Grund . . .

Er war zerstreut bei der Arbeit. Er ertappte sich wahrhaftig dabei, wie seine in Sachlichkeit altgewordenen Hände das Gewinde verstohlen streichelten. Und als er wieder hinunter ging, tat er das hastiger als sonst.

„Tja, Herr Sebald“, meinte der Superintendent freundlich, „es ist wohl nicht mehr so leicht für Ihre alten Knochen, täglich die hundertzwanzig Stufen hinauf zu klettern, wie? Nun, Sie werden's bald nicht mehr nötig haben. Man muß mit der Zeit Schritt halten, nicht wahr, und sich die Segnungen der Technik zunutze machen. Und so werden wir im Laufe der nächsten Wochen eine neue Uhr bekommen, und zwar, was Sie als Fachmann sicher interessiert, eine elektrische Uhr. Die wird durch den Strom gespeist, und man braucht sie nicht mehr mühsam aufzuziehen.“

Der alte Sebald stand still da, mit leicht geneigtem Kopf. Sein ausgedienter Rock hing in zerschlissenen Falten von seinen Schultern, die Augen starrten geradeaus, und es schien, als blickte er über den Kopf des Superintendenten hinweg. Der legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter. Bei aller Festigkeit überkam den Geistlichen eine hilflose Regung; er ahnte, daß etwas nicht stimmte; sein Blick glitt über die Gestalt des Alten, die plötzlich irgendwie hinfällig und gebeugt wirkte; er mühte sich ab, das richtige Wort zu finden, aber er schwieg. Die Jahre hatten ihn gelehrt, daß Schweigen oft gütiger ist denn Reden.

Der alte Sebald ging hinaus. Auf dem Kirchplatz blieb er stehen und sah lange zum Zifferblatte der Uhr, seiner Uhr hinauf. Sie war viel älter als er, aber ihm doch lieb und vertraut wie ein Kind. Er kannte jedes ihrer Teile; er wußte, was gut an ihr war und was schlecht, was schwach und was stark. Und nun sollte diese Uhr, die er über die Jahrzehnte hinweg am Leben erhalten hatte, plötzlich nicht mehr gut genug sein, aus ihrem Gehäuse herausgerissen werden, zum alten Gerümpel geworfen werden — und er mit ihr. Sie waren alt geworden, sie und er, wie einst der unbekannte Uhrenbauer, der sie kunstvoll gebaut. Sie paßten nicht mehr in die Zeit. Diese Zeit hatte Maschinen, die er nicht verstand. Maschinen, die nicht ein einzelner, treuer Diener seines Handwerks erschaffen und pflegen konnte, Maschinen, die so großartig waren, daß die Menschen von heute sie im Grunde selbst nicht verstanden. Nun sollte eine tote, unbekannte Kraft dafür sorgen, daß den Gläubigen von St. Aegidien ihr Arbeitstag und ihr Sonntag richtig eingeteilt würde, und der alte Sebald durfte es nicht mehr tun. Es hieß Abschied nehmen von seiner Uhr.

Schon nach zehn Tagen war die neue, elektrische Uhr in Betrieb. Der Superintendent erwähnte das Ereignis in der Sonntagspredigt. Der alte Sebald saß mit in der Kirche. Er beugte seinen grauhaarigen Kopf über das Gesangbuch, das er in den Händen preßte.

Ein paar Tage lang blieb er wirklich dem Turm fern. Aber er schlich zu Hause ruhelos hin und her, durch Stube und Laden und wieder zur Stube, wie ein gefangenes Tier. Und am Freitag hielt es ihn nicht mehr. Er entfernte sich wortlos und ging zur Kirche. Bevor er die Tür zum Turme aufschloß, sah er sich scheu um wie einer, der ein Verbrechen begehen will und nicht gesehen werden möchte. Nein, niemand war in der Nähe. Er trat ein, schloß hastig wieder ab und wollte schon die Treppen hinauf steigen. Aber dann besann er sich und wählte die andere Treppe, die zum Kirchenboden führte.

Richtig. Es war, wie er geahnt hatte. In einer Ecke des weitläufigen, nach Mörtelschutt und vermoderndem Sparrenholz riechenden Bodens lag die alte Uhr. Er schritt auf sie zu, blieb vor ihr stehen und sah sie lange an. Dann hockte er sich neben sie und begann sie mit kundiger Hand auseinanderzunehmen. Jedes der Teile betrachtete er lange. Und in seinem schmerzenden Kopf stieg der sonderbare und wirre Wunsch auf, morgen wieder herzukommen und die Uhr wieder zusammenzusetzen und übermorgen sie wieder auseinanderzunehmen, und so fort und so fort. Jeden Tag bis zum Tode . . . Endlich bemerkte er, daß er weinte.

Langsam aber keimte ein anderer Wunsch in ihm auf, ein beinahe quälender Wunsch. Dies hier war das Alte, das er kannte, zu dem er gehörte. Wie aber sah das Neue aus, die andere Uhr, die feindliche? Immer mächtiger wurde der Wunsch und trieb ihn schließlich doch zum Turm hinauf.

Es gab nichts zu sehen als eine Schaltanlage aus weißem Porzellan mit einem schwarzen Kontakt in der Mitte. Was war dahinter? Gab es da Zahnräder, Ketten, Gewichte wie bei der alten Uhr? Eines stand fest: Das Seufzen und Rasseln des alten Getriebes gab es nicht. Stumm war diese Neue, stumm und ohne Leben. Sie ging ihn nichts an.

Er wollte schon wieder gehen, da schlug die Neue! Schlug vier helle und dann sechs dunklere Schläge. Schlug sie ohne Surren und Geklapper zwischen den einzelnen Tönen, schlug sie klar, gleichmäßig, laut und mit fremder, mit ganz fremder Stimme . . . Er lauschte und zuckte zusammen unter jedem Schlag, lauschte dem letzten noch eine Weile nach, bis er ganz verhallt war. Dann packte seine Hand mit einer jähen Bewegung den schwarzen Kontakt. Mit einiger Mühe rissen seine alten Hände den Hartgummischutz ab. Nein, dahinter war es noch nicht, was er suchte. Nur ein zartes Metallblättchen über ein paar Drähten, sonst nichts. Da mußte mehr sein, Größeres, Seltsameres. Er zerrte an der großen weißen Tafel. Sie gab nicht nach. Blut stieg ihm zu Kopf. Sinnlose Wut packte ihn. Er rannte plötzlich hinunter und wieder hinauf und holte eines der beiden Gewichte der alten Uhr. Er schlug es in irrem Haß gegen das Porzellan. Er lachte gell und triumphierend auf, ging mit beiden geballten Fäusten auf das los, was die Platte verdeckt hatte — vor seinen Augen flirrte es rot, er unterschied nichts, erkannte nichts, aber er hieb die Fäuste tief hinein in die Eingeweide des Feindes . . .

Stichflamme, Peitschenknall — —

Erst nach Stunden bemerkten sie unten, daß die neue Uhr nicht schlug. Der Küster sah nach dem Rechten. Den Mann, der sie zerstört hatte, fand er tot.

Der Hias verspielt die Liebe.

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

Zwei hocken im Eck der Wirtshausstube. Klatschen Karten auf den Tisch und haben die Stirnen spekulierend gesenkt. Heißes Spiel. Der eine hat blondes Haar, der andere schwarzbraunes. Der Schwarzbraune ist der Hias.

Sein Münzenhäuferl schmilzt zusammen. Nur zwei Geldstücke bleiben liegen — dann nur eins — — dann keins. Er bohrt in den Taschen. Hinten, vorn. Nichts drinnen. Der Josef schaut ihn nur immerzu an. Mit Spottaugen. Das verträgt der Hias schlecht.

„Glotz nit a so, Saukerl!" fährt er ihn an.

Mit lächelnder Ruhe fragt der Josef: „Wieso bin i a Saukerl, wann Du ung'schickt spüllst, ha?" Streicht seinen stattlichen Münzenhaufen zusammen und meint gleichmütig: „Revantsch kriagst halt nächstes Moal."

„Naa, glei jetz!" beharrt der Hias mit zusammengezogener Stirn.

„Hast ja nix im Sack zum Weiterspüll'n", sagt der Josef und sieht den Schwarzbraunen lauernd an.

Die Stasi, die Kellnerin, jung und prall, piepst aus ihrem Winkel, wo sie an einem blühweißen Brauthemd näht: „Hiesele, gib acht!"

„Sei stad!" brummt der Hias, der augenblicklich für die Liebe nicht das Mindeste übrig hat.

Sie schiebt die Unterlippe vor. Gemeinheit, so zu seinem Mädel zu sprechen! Geräuschvoll steht sie auf und schmeißt das hartleinere Brauthemd auf einen Hocker, daß es aufrauscht. In der Küche drüben zerdrückt sie Tränen mit den Fingerknöcheln der geballten Fäuste.

In der Stube sagt der Josef: „No? Bei Enk zwaa gibt's nan Krach?"

„Scher Du Di nit drum!" fährt ihn der Hias an.

„Daß i lang vor Dir in d' Stasi verliabt war, woaßt", sagt der Josef langsam.

„No ja. Aba jetz is's mei Madl", schneidet ihm der Hias schroff das Wort ab.

„Madeln kriegt ma gnua", meint scharf lauernd der Josef.

„'s is mei Madl! Halt's Maul, sonst hau i Dir ane eini!" schnaubt der Hias, mit dem heut nicht gut Kirschen essen ist.

„Zwaa Mander könn'n scho a bissele woas red'n drüber. Hör zu!" Der Josef senkt die Stimme: „I mag' d' Stasi no imma. A and're mag' i nit heirat'n. Wann's willst, spüll'n wir d' nächste Partie um d' Stasi. Brauchst nix zahl'n, wann's verlierst. Dei Einsatz ist: d' Stasi! Und wann's g'winnst, kriagst a Geld von mir."

„Und wann i verlier'?" schreit der Hias und schaut den Josef an wie ein bocketer Stier, so wild.

„Dann kriag i d' Stasi, hab's ja scho g'sagt", gibt der Josef ruhig zur Antwort.

„Rutsch' mir'n Buckl abi!" schreit der Hias und springt auf.

Die Stasi kommt herein mit dickem Schmollmund und roten Augen. Der Hias will seine Besitzerrechte zeigen, geht auf sie zu, legt ihr den Arm eng um die Hüfte, damit der andere sich giftet. Die Stasi gibt ihm einen Stupfer, daß sein Arm kracht. „Geh weg da!"

„No?" staunt der Hias, der sich gar nicht bewußt ist, sie dorthin irgendwie gekränkt zu haben.

Der Josef hockt am Tisch und lacht breit. „No, Hias, vielleicht probier'n wir's doch um den Einsatz, den i g'sagt hab?"

Der Hias macht erst mal noch einen weiteren eindringlichen Versuch bei der Stasi. Wieder setzt es einen heftigen Stupfer. Jetzt kriegt der Hias schön langsam einen Wiechszorn. „No halt ja!" sagt er zum Josef hin. Setzt sich an den Tisch zurück, nimmt die Karten zwischen die Finger, äugt von der Seite her zur Stasi. Die hockt im anderen Eck, näht besessen an ihrem Brauthemd und drängt die Schluchzer kräftig zurück.

Die erste Partie gewinnt der Hias. Die zweite auch. Seine Stirn wird immer glatter. Bei der dritten neigt sich das Glück merklich dem Josef zu. Der schreit zur Stasi hinüber: „Du, Madl, woaßt, woas der Hias als Einsatz geb'n hat?"

Sie würdigt ihn gar keiner Antwort. Der Josef fragt hartnäckig noch einmal.

„Schert mi nix!" sagt sie mürrisch.

„Wird Di scho scher'n. Dem Hias sein Einsatz bischt — — Du!"

Sie lacht so gellend auf, daß der Hias die schuldbewußt gesenkten Augen nach ihr hebt. Hat nichts genützt, daß er dem Josef unterm Tisch mit den Nagelschuhen fest auf die Zehen getreten hat. Der Josef hält sein Maul nicht.

Die Stasi, mit einem Schlag gut gelaunt und kokett, äugerlt zum Josef hinüber: „No, da paß auf, Josef, daß D' mi nit g'winnst, sonst muaßt Ernst mach'n!"

„Machet i gern", sagt er aufstrahlend zurück und vergafft sich in ihre bildhübsche Fülligkeit. Und die Stasi gafft fleißig zurück. Es gibt keinen Hias mehr, nur noch den Josef.

Obwohl's ihm jäh im Blut wallt, spielt der Josef gut. Hat Glück. Gewinnt. Springt noch auf, während er den Trumpf, die letzte Karte, auf den Tisch haut. „So! D' Stasi is jetz mei!"

Starr, mit ganz verkrampftem Gesicht hockt der Hias da.

Der Josef geht quer durch die Stube zur Stasi hin. Mit ausgebreiteten Armen. Man kann sich's denken, daß es gleich einen Riesenbussel geben wird.

Der Hias ist aufgesprungen, steht mit vorgestrecktem Kopf, wie einer, der im nächsten Augenblick wie ein Pfeil abschnellen wird, auf den Feind zu.

Genießerisch langsam nähert sich der Josef der Stasi.

Die Stasi ist aufgestanden, das Brauthemd rauscht vor ihr auf die Diele. Der Hias glotzt keuchend. So, sie geht dem anderen gar entgegen? ... Aber wie der Josef seinen Atem ganz nah an ihrem Gesicht hat, springt sie mit einem Satz weg — ihrer alten Liebe, dem Hias, ans Herz.

★

Zwei Zwerge.

Erzählt von G. Wendt-Caspari.

Sie war eine Zwergin. Alle Menschen auf der Straße wandten sich um und sahen ihr nach.

Jetzt, mit ihren beinahe dreißig Jahren, hätte sie sich endlich mit dem Schicksal abfinden müssen. Und doch brannten Gerda Bartz die aufdringlichen, neugierigen Blicke noch immer im Rücken. Sie haßte ihren Körper, und sie träumte oft, sie sei groß und schlank und wohlgestaltet und ein junger Mann bettelte um ihre Gunst. Er wand sich in Ergebenheit vor ihr, der Schönen. Doch dann nahm sie im Traum Rache an den Menschen und an der Natur, indem sie den Freier mit harten höhnischen Worten zurückstieß.

Aber wenn Gerda Bartz erwachte, wußte sie genau, daß sie niemals einen Antrag ablehnen würde. Denn das war der Ehrgeiz, das Ziel ihres Lebens, den Menschen beweisen zu können, daß sie den gleichen Wert besaß wie andere, daß sie einmal heiratete. Der Trauschein sollte für sie das Zeugnis der Gleichberechtigung sein.

Je schlechter sich die Aussichten auf die Verwirklichung ihrer Wünsche gestalteten, um so tiefer grub sich die fixe Idee in Gerda Bartz' Kopf ein. Sie mußte heiraten. Um jeden Preis. Denn die Ehe war für sie zum Lebensbedürfnis geworden. Nicht die Ehe um ihrer selbst willen sondern nur als Befriedigung ihres Ehrgeizes.

Nach langem vergeblichen Warten, nach schweren inneren Kämpfen kam dann die Erfüllung. Sie war freilich nicht beglückend, kaum befriedigend. Denn der Mann, der Gerda Bartz um ihre Hand bat, maß noch ein paar Zentimeter weniger als die Zwergin, und sie hatten einander in dem Zirkus kennen gelernt, wo er mit seiner grotesken Gestalt den Dummen August spielte.

Er sprach zwar nicht von Liebe, aber Gerda Bartz hatte keinen Augenblick Grund, daran zu zweifeln, daß er wirklich Zuneigung zu ihr fühlte. Sie wußte nicht die wahren Beweggründe zu seinem Schritt: Er sah in ihr eine zukünftige Berufspartnerin, durch die er den Reiz der von ihm zu bestreitenden Programmnummer und gleichzeitig sein Einkommen zu steigern hoffte. Es mußte ein Reißer werden, wenn ein Zwergpaar in der Manege herumstolperte anstatt eines einzigen zu kurz geratenen Dummen Augusts. Leo Decken sagte von diesen Plänen freilich noch nichts. Er war der aufmerksame Freier, wie ihn Gerda Bartz sich erträumt hatte, und die Ehe wurde geschlossen. Daß der Trauung Hunderte von Schaulustigen beiwohnten, darunter ein Dutzend Photographen, kränkte die junge Frau dieses Mal nicht. Sie wußte nichts von den Werbezwecken, die ihr Mann damit verfolgte. Sie empfand vielmehr Genugtuung darüber, daß soviele Menschen sie als Braut sahen.

Erst langsam wurden Gerda Decken die Augen über die selbstsüchtigen Pläne ihres Mannes geöffnet. Er hatte sie noch eine Zeitlang geschont und ihr aus Berechnung den ungestörten Genuß ihres neuen Glücks vergönnt. Dann aber ging er langsam auf sein Ziel zu. Er stieß natürlich auf ihren entschiedenen Widerstand. Denn sie wollte Hausfrau sein, nichts als Hausfrau, vielleicht auch Mutter wie andere Frauen. Sie sträubte sich dagegen, die Geltung, die ihr zum Lebensbedürfnis geworden war, auf andere Weise zu erreichen und zu bewahren.

Doch eines Abends nach einer Vorstellung erklärte Leo Decken kategorisch: „Du gehst mit mir in die Manege!" Und dann log er, sein Direktor habe ihm die Kündigung in Aussicht gestellt, wenn er seine alte Nummer nicht zugkräftiger gestalten könnte. „Wenn ich entlassen werde, liegen wir beide auf der Straße. Dann kannst Du ja betteln gehen. Als Zwergin gibt man Dir vielleicht eher etwas." Da brach ihr Widerstand.

Sie brauchten nicht lange zu üben, um gemeinsam auftreten zu können. Vielleicht hatte Leo Decken recht, wenn er behauptete, Gerdas Auftreten, das Sich-Recken in den schmalen Schultern, sei von Natur aus schon grotesk genug, um die Leute zum Lachen zu veranlassen. Sie müßte nur die würdevolle Dame zu spielen versuchen, und für den Rest würde er dann sorgen.

Tatsächlich war das erste Auftreten des Zwergenpaares ein voller Erfolg. Im Bestreben, ihre vollwertige Frauenwürde zum Ausdruck zu bringen, wirkte Gerda Decken lächerlich steif und geziert. Als dann noch Leo mit köstlich gespieltem Ungeschick um sie herum stolperte und kollerte, tobten die Zuschauer vor Lachen.

Im Ankleideraum drückte der Direktor den Zwergen anerkennend die Hand. Voll sieghafter Seligkeit preßte der Dumme August seine Frau an die Brust. Die Zwergin weinte.

Es war von jetzt ab jeden Abend das gleiche. Leo und Gerda Decken galten widerspruchslos als das Zugstück der Vorstellungen. Der Dumme August hatte seine Rolle noch sorgfältiger gefeilt und jede Miene, jede Handbewegung genau studiert. Der Höhepunkt seiner Darstellung war der Augenblick, da er als schüchterner Liebhaber vor Gerda stand, den Kopf auf die linke Schulter legte, mit einem Auge lockend blinzelte und ein wenig einfältig die Zungenspitze zeigte. Dann dröhnte das Lachen der Zuschauer durch den Raum. Leo Decken war glücklich.

Vielleicht hatte er deshalb auch keine Zeit, sich außerhalb der Vorstellungen und des sonstigen Dienstes viel mit Gerda zu beschäftigen. Er ließ ihr die Freiheit, die er selbst für sich in Anspruch nahm. Wenn sie lieber zuhause saß als sich in lustiger Artistengesellschaft zu unterhalten, so war das ihre Sache.

Deshalb ahnte er auch nichts von dem, was in Gerdas Innerem vor sich ging. Sie, die als letztes Ziel die Gleichberechtigung und die Vollwertigkeit als Frau erstrebt hatte, lehnte sich dagegen auf, anderen zum Schauspiel dienen zu müssen. Sie wußte, daß Leo im Laufe der Monate aus seinen wesentlich erhöhten Bezügen große Summen gespart hatte, genug, um lange davon leben zu können, und nun wollte sie nicht mehr auftreten, nun sträubte sie sich gegen das Entehrende ihrer Stellung als Partnerin des Dummen August.

Eines Abends fühlte sie sich stark genug zum offenen Widerstand. Sie weigerte sich ein paar Minuten vor dem Auftreten, mit Leo ihren Ankleideraum zu verlassen. Der Mann sah sie verdutzt an, glaubte, falsch verstanden zu haben.

„Nein", sagte sie da nochmals, „ich trete nicht auf, und Du kannst machen, was Du willst."

Da schob er das Unterkinn vor wie ein Tier, und seine langen Finger krallten sich um Gerdas Arm: „Du mußt!" Er wollte sie mit sich ziehen.

Sie schlug ihm die kleine Faust in das geschminkte Gesicht.

Der Schlag machte den Jähzornigen ganz zum Tier. Der Zwerg schloß seine Krallen um Gerdas Hals. Er sah nicht mehr, was er tat. In sinnloser Wut preßte er seine Finger in das Fleisch unter seinen Händen.

Dann kam er plötzlich zu sich. Die Frau war ihm entglitten. Sie lag regungslos am Boden.

Da packte ihn das Entsetzen vor seiner Tat. Er sah einen Strick in einer Ecke liegen. Er stieg auf einen Stuhl und knüpfte das eine Ende an den Bilderhaken in der Wand. Das andere schloß er um seinen Hals. —

Als das Zwergenpaar nicht auftrat, ging der Direktor selbst in den Ankleideraum. Er sah den armseligen kleinen Körper der Frau am Boden liegen. Und dann mußte er die Hände entsetzt vors Gesicht schlagen. Denn drüben an der Wand hing der Zwerg. Der Kopf lag auf der linken Schulter, ein Auge war geschlossen, und die Zungenspitze sah ein wenig einfältig zum stummen Mund heraus.

★

Der Page der Herzogin.

Historische Erzählung von Hans-Eberhard v. Besser

Die hohen Fenster des trutzig stolzen Piastenschlosses erleuchtete strahlende Festeshelle. Zitternd tanzte das Flimmerlicht unzähliger Kerzen in den seltsam belebten Scheiben.

Das Gastmahl war vorüber. Die Hofmusikanten packten eilig die Geigen und Flöten ein. Die Geladenen rüsteten zum Aufbruch.

Noch immer drängte die bunt schillernde, lange Reihe der zur Tafel Befohlenen an dem herzoglichen Paare vorüber. Voll tiefer Ehrfurcht und mit höfischer Sicherheit verbeugten sich die schlesischen Edelleute, die aus der Umgegend herbeigekommen waren.

Die eine Hand auf den Degenknauf gestützt, den Federhut in der anderen stand der Piast Johann Christian neben seiner Gemahlin Dorothea Sibylla, der fürstlichen Frau. Immer wieder neigte die Herzogin das Haupt, huldvoll und gütig. Wundersam schön mutete sie an in ihrer hehren, bestrickenden Frauenhaftigkeit.

Hinter der hohen Frau harrte Friedrich von Logau, der Page der Herzogin. Aufmerksam blickten die klugen Augen in die farbenvolle Buntheit des vorbei wallenden Zuges. Feierlicher Ernst weihte die reine Kindlichkeit des bildhübschen Knabengesichtes. Unter dem samtenen Barett senkte sich das matt schimmernde Haargelock weich auf das gestickte Halskoller. Ein karmoisinrotes Wams umschmiegte die feingliedrige Biegsamkeit des Edelknaben.

Hinter den letzten davonjagenden Karossen hatten sich dröhnend und polternd die massigen Torflügel des Portals geschlossen. Diener huschten durch die leer gewordenen Räume, löschten die Kerzen der oronzenen Kronleuchter.

Noch einmal schritt die Herzogin, ihrer Gewohnheit gemäß, durch die verstummten Prunkzimmer. Und Logau trug ihre seidenrauschende Schleppe. Sie traten hinaus auf den Balkon. Sterne brannten in der dunklen Weite wie silberne Gipfel, die berghohe Finsternis krönten. Lau ging der Wind. In verlorenem Schweigen ruhte die Stadt.

„Die Sterne!" rief Logau in jäher Begeisterung, so ursprünglich knabenhaft, so allen höfischen Zwang vergessend, daß Dorothea Sibylla sich lächelnd umwandte.

„Ihr sagt das so bewundernd, Junkerlein, und doch, so scheint es mir, gar traurig."

„Traurig, Durchlaucht?" Der Page errötete, als er seine innersten Gefühle verraten sah. „Traurig wohl."

„Und warum?"

„Die Sterne dort droben". Friedrich schaute in die Himmelssterne, „glänzen so anders als die daheim in Brockhut, als wären es nicht die gleichen, als wären es andere."

„Und sie sind Euch nicht so lieb wie die zu Haus?"

Der Edelknabe schüttelte den Kopf. „Daheim lehnte ich oft an meiner [illegible] überragt. Davor steht eine wipfelbreite Linde, und in der raunt und redet es. Wenn ich dann über das singende Gezweig hinweg blickte, hinaus, dann war es mir, als könnte ich in den Sternen allerlei lesen, als führe über die Linde eine lichte Bahn in den goldenen Sternengarten."

„Kleiner Schwärmer, der Ihr seid, Ihr werdet einmal ein Poet werden."

„Ein Poet, Durchlaucht!" frohlockte der errötende Page beglückt.

„Ja, ein Dichter, ein wirklicher Dichter."

Der blasse Arm der Fürstin legte sich um die zarten Schultern des Knaben. Mütterlich strich ihm ihre kosende Hand über das Haar, dann beugte sie sich nieder und küßte ihn auf die Stirn.

Der Page stand ganz still, und als er nun die Schleppe der Herzogin ergriff, die zu ihren Gemächern ging, schritt er in einem seligen Rausche hinter ihr her. —

Im Zimmer des Junkers Friedrich von Logau war die Kerze in schmiedeeisernem Leuchter niedergebrannt und warf in ihrem bebenden Verlöschen schattenhafte Kreise an die Wand. Der Edelknabe saß am Tisch, das heiße Gesicht in die Arme gebettet. Vor seinen Augen stand die hohe Frau. Noch fühlte er die behutsamen Lippen auf seiner Stirn, noch vernahm er das Rauschen ihres Gewandes. In seiner jungen Seele keimte erste scheue Verehrung für eine Frau auf. Sein schnelles Herz sprach ein nie gekanntes, heimlich süßes Wort!

„Liebe Dorel!" flüsterte er leise. So nannte drunten das Volk seine Herzogin Dorothea Sibylla.

Seine Gedanken irrten ins Endlose, kamen zueinander, trennten sich, vereinten sich von neuem, und durch sein traumvolles Sinnen zog lächelnd und gütig, so anmutsvoll liebreizend — die Herzogin ...

Fahl kroch der Morgen über die Dächer von Brieg. Lautlos sank die Nacht von den Türmen, tonhell schwang in der Stadt die Frühglocke.

Da erhob sich Logau, ging ans Fenster und riß es auf. Lange schaute der Page hinaus, sah zu, wie die Sonne die Simse und Giebel, das Getürm der schlesischen Herzogsstadt sieghaft umleuchtete. Dann setzte er sich nieder, griff rasch zu Papier und Federkiel und schrieb. Mit brennenden Wangen — Verse. Er dichtete für sie!

Eine Gelegenheit mußte sich finden, bei der er der Fürstin verstohlen sein Gedicht überreichen und ihr damit seine bewundernde Verehrung ausdrücken konnte. Er überlegte — wann konnte er es tun? Bei der Mittagstafel vielleicht? Wenn er hinter ihrem hochlehnigen Stuhle stand und dem Bedienten die Schüssel abnahm, um sie mit leichter, zierlicher Verneigung darzubieten? Oder wenn er ihr vor der täglichen Ausfahrt die Fuchsstola umlegte? Nein, solange wollte er nicht warten — es mußte bald geschehen. Er umschnürte das Papier, sein erstes Gedicht, mit einem rosafarbenen Bändchen und schlüpfte damit über die säulengestützten, stillen Gänge des Schlosses. Vor dem Schlafgemach der Fürstin legte der Page das Minnebrieflein nieder. Dort würde die Kammerfrau es finden und es ihrer Herrin als Morgengruß bringen. Voller Ungeduld verfolgte Friedrich von Logau die hingehenden Stunden des Tages. Was würde seine Herzogin sagen?

Ob sie ihren Junker und Pagen belohnen würde? Unruhig wanderte er in seinem Zimmer auf und nieder, erregt faßte er nach dem kurzen, blanken Degen. Das grüne Leder des Wehrgehänges hatte die fürstliche Frau eigenhändig mit ihrem Namenszuge gestickt. Gewiß würde sie ihn rufen lassen, dachte er — und musterte prüfend den Sitz seiner Kniehosen, die weißen Strümpfe, die Schnallenschuhe.

Es klopfte — der Junker zuckte zusammen. Der Marschall des Hofes trat ein. Er trug ein Paket in der Hand und legte es vor dem Dreizehnjährigen nieder, mit dem Bescheid, daß die herzoglichen Herrschaften es schicken. Dabei spielte um seinen bartlosen, faltenreichen Mund ein scheinbar bitterer Ernst, finsterste Drohung.

Kaum hatte sich die Tür hinter dem Sendling geschlossen, da stürzte der Page hinzu und riß die Hülle auf. Ein großer Lebkuchen, auf dem das A B C in zuckerweißen Buchstaben prangte, eine prächtige Pfefferkuchenjungfer und — eine derbe Rute lagen vor ihm.

Friedrich von Logau wandte sich schamrot ab. Er verstand die Lektion und blieb von Stund an nur noch — der artige Page der Herzogin. —

Wenn der schlesische Dichter Friedrich von Logau später von seiner Pagenzeit am Brieger Piastenhofe, von der schönen Herzogin Dorothea Sibylla erzählte, dann berichtete er auch immer lächelnd von dem ersten poetischen Versuch, den der „lieben Dorel" gewidmeten Versen.

Das Gefühl, das den Blinden warnt.

Welcher Sinn befähigt den Blinden, die Hindernisse wahrzunehmen, die sich ihm entgegenstellen? In dieser Frage kann man drei Meinungen vertreten hören. Nach der einen wird der Blinde durch die Lärmveränderung geleitet, die bei ihm den Lautwellenreflex hervorruft. Nach einer anderen Theorie fühlt der Blinde auf seinem Gesicht den Druck der Luft, die ihn von dem Hindernisse trennt. Eine dritte Ansicht geht dahin, daß ihm der Unterschied der Temperaturen, die auf seiner Gesichtshaut und auf der Oberfläche des Hindernisses herrschen, zum Bewußtsein kommt und ihn diese Wahrnehmung leitet. Neue Aufschlüsse in dieser Angelegenheit gibt der Warschauer Professor Dr. Wladimir Dolanski, der seit seinem zehnten Lebensjahre blind ist und an seinem eigenen Körper Beobachtungen macht. Durch einen besonders gebauten Apparat hat er bei sich und vielen anderen Blinden das Gefühl für kommende Hindernisse geprüft. Nach seinen Ermittlungen leitet den Blinden ein besonderes Gefühl für Hindernisse, das in der Regel durch das Gehör unterstützt wird, in Ausnahmefällen auch durch den Geruchs- oder Vibrationssinn. Wenn er plötzlich vor einer Planke oder vor einem abschüssigen Wege steht, so wird er durch physiologische Reflexe auf der Gesichtshaut gewarnt. Er glaubt ein leises Rauschen zu verspüren, das ihm über das Antlitz fährt, einen kalten Luftstrom, der an seinem ganzen Körper entlang gleitet. Die Entstehung dieser Vorgänge erklärt Professor Dolanski auf folgende Weise: Neben den Fett- und Schweißdrüsen befinden sich auf der Oberfläche unseres Körpers sogenannte Haarfollikel. An ihrem Grund haften Muskelfasern, die mit den Nerven in Verbindung stehen. Wenn diese nun infolge von Angstempfindungen in Bewegung geraten, so ziehen sich die Muskelfasern zusammen, und der Haarfollikel richtet sich senkrecht in die Höhe, wie man dieses in besonders auffälliger Form bei Katzen wahrnehmen kann, die von einem Hunde angegriffen werden. Die Blinden verspüren in solchen Fällen das Gefühl einer kalten Berührung der Wangen oder eine Gänsehaut.

Eine Schlange operiert sich selbst.

Daß Tiere unter Umständen gewisse chirurgische Eingriffe an sich vorzunehmen pflegen, ist mehrfach beobachtet worden. Dahin gehört z. B. die „Amputation" einzelner in Fallen geratener Glieder; auch regelrechte Verbände von Wunden kommen vor. Einzigartig dürfte dagegen eine „Operation" dastehen, die kürzlich ein Naturforscher aus Chattanooga in Tennessee an einer Schlange beobachtete. Gleich nach dem Einfangen des Tieres ergab sich, daß es das Rückgrat gebrochen hatte. Hob man das Reptil mit der Hand auf, so hing der Körper von der Bruchstelle an hilflos herab. Man tat die Schlange dann in einen Käfig und überließ sie einige Tage sich selbst. Als man sich dann wieder um sie kümmerte, hatte sie ihren Leib zu einem Knoten verschlungen, der so angelegt war, daß er beide Bruchenden des Rückgrats in engste Berührung miteinander brachte und so die Heilung ermöglichte.

Letzter Fluchtversuch / Skizze von Otto König

Nun war alle Hoffnung begraben. Denn eben schloß sich hinter dem Gefangenen die Tür, die sich nur öffnen sollte, wenn der letzte Gang angetreten werden mußte. Das Ministerium hatte ja nicht auf das Gnadengesuch geantwortet.

Der Verurteilte saß auf seiner Pritsche. Die letzte Nacht! Das Grauen packte ihn. Er starrte die Wand an, die im Mondlicht gespenstisch weiß leuchtete. Schatten huschten darüber hin wie Gestalten im Film. Und dann wuchsen aus der Mauer heraus dunkle Gestalten, marschierten mechanisch auf wie Marionetten, an einem einzigen Band gezogen. Zwölf Mann. Standen mit einem Ruck. Setzten das rechte Bein vor. Hoben das Gewehr.

Zwölf Mündungen wuchsen unaufhaltsam zu immer größeren Kreisen. Schwollen zu gewaltigen Strudeln, die in tollem Wirbel alles verschlangen. Und in ihrer Mitte lauerten als einzige ruhende Punkte zwölf Geschosse. Riesenhaft. Bereit, das Leben zu zerreißen, zu zerdrücken.

Der Gefangene krallte die Hände in den Mund. Er wollte nicht brüllen vor Entsetzen, denn er hatte in der grauenhaften Stille Angst, irrsinnige Angst vor seinem eigenen Geschrei.

Doch die wirbelnden Gewehrmündungen sogen ihm das Gehirn aus dem Kopf. Er warf sich auf die Pritsche, um die Wand mit ihrem grauenhaften Film nicht länger sehen zu müssen. Er begrub das Gesicht in das harte Kissen. Doch jetzt bohrten sich die Geschosse heiß brennend in seinen Rücken ein, wie es morgen sein würde, wenn sie ihn rittlings auf den Stuhl setzten und von hinten erschossen.

Hundertmal litt er jetzt auf der Pritsche die Qualen des Todes. Hundertmal in einer kurzen Minute. Und dann sprang er auf, vom Irrsinn getrieben, warf sich gegen die Zellentür, als könnte er das Eisen sprengen, trommelte mit den Fäusten gegen das kalte Metall.

Die vergitterte Klappe in der Tür flog auf. Das Gesicht des Postens stand in der schmalen Oeffnung. Es schleuderte dem Gefangenen wütende, haßerfüllte Worte entgegen: „Laß den Lärm, Du Feigling! Dein Vaterland hast Du verraten, und jetzt bist Du verrückt vor Angst. Sei ruhig, wenn Du nicht noch Schläge haben willst, bevor sie Dir morgen zwölf Schüsse in den Balg jagen!"

Die Klappe schlug zu. Der Verurteilte sackte an der Tür zusammen. Und dann sprang er auf, vom Entsetzen gejagt, denn so würde er auch morgen zusammen fallen wie ein schlapper Sack, wenn das Kommando aufpeitschte: „Feuer!"

Er stolperte zum Fenster, preßte das fieberhafte Gesicht an [illegible], rüttelte in wahnsinniger Wut an den Eisen, die ihn von der Freiheit, vom Leben trennten.

Und dann war er plötzlich ruhig. Gebannt von einer blitzartigen Erkenntnis: Ein Eisenstab bewegte sich. Der Mann rüttelte wieder, seine Fäuste erfüllt von der übermenschlichen Kraft unbändigen hoffnungsvollen Lebenswillens. Der Zement knisterte leise. Die Freiheit rief.

Der Gefangene wußte nicht, wie lange er arbeitete. Er wußte auch nichts vom Schweiß, der seinen Sträflingsanzug durchnäßte, nichts vom Blut, das ihm unter den Nägeln hervorquoll. Er wollte leben, leben, leben, und der Eisenstab löste sich aus den Fugen des verwitterten Mauerwerkes.

Die Oeffnung genügte. Der hager gewordene Leib konnte sich hindurch zwängen. Die Todeszelle lag nicht hoch. So wurde der Flüchtling vom Fall auf den grasbewachsenen Boden nur für Augenblicke benommen. Er raffte sich rasch auf, sprang in das schützende Dunkel am Fuß der Umwallungsmauer.

Dort oben ging ein Posten. Er trug das Gewehr sorglos über der Schulter. Sein Schatten schlenderte über den Hof, kroch an den Wänden des Gefängnisses hoch, verdeckte für einen Augenblick die Lücke dort oben im Gitter der einen Zelle.

„Das Schicksal will meine Flucht begünstigen!" dachte der Verurteilte, und er fühlte, wie die Tatkraft seine Muskeln spannte. Er blickte an der Mauer hoch, wartete, bis der Schatten des Postens in der Ferne mit dem Boden verwuchs, trat zurück und sprang.

Seine Finger erreichten eben den Mauerrand. Er hing einen Augenblick an den ausgestreckten Armen. Dann zog er sich hoch, konnte einen Arm aufstemmen, einen Fuß auf die Mauer schwingen, lag einen Augenblick erschöpft tiefatmend dort oben. Das Blut pochte ihm laut in den Schläfen: Frei!

Da blitzte drüben, wo der Posten vorhin untergetaucht war, Mündungsfeuer auf. Eine Kugel spritzte unter den Füßen des Flüchtlings Mörtel von der Mauer. Ein weiter Sprung trug den Verurteilten in den Graben vor der Mauer. Triefend stürzte er aus dem Wasser, keuchte in die nächtliche Heide hinaus. Niederes Buschwerk schloß seine schützenden Arme um ihn, schien der nachgejagten Schüsse und des Alarms dort hinten zu spotten.

Der Flüchtling lief wie ein gehetzter Hund. Er hörte nichts mehr von seinen Verfolgern, und doch war es ihm, als müßte hinter jedem Busch, der gespenstisch gegen das fahle Mondlicht stand, ein Soldat hervortreten, ihm den Weg ins Leben verbauen. Er schrak vor dunklen Baumgruppen zurück, schlich Bodenwellen entlang, stolperte, glaubte eine kalte Faust im Nacken zu spüren und sah aufatmend, daß ihn nur ein Ast geschlagen hatte.

Dann stand er plötzlich auf einer Straße. Er wollte sie aufs Geratewohl ein Stück weit benutzen, weil er auf ihr rascher vorwärts kam. Er lief am Straßenrand entlang. Lief und lief, keuchend und mit dröhnenden Ohren.

Ein stechender Schrecken hemmte unvermittelt seine Hast. Ein Schatten war vor ihm aufgewachsen, und der Flüchtling erkannte die Militärmütze, sah das blanke Koppelschloß leuchten: Verfolger!

Er handelte völlig mechanisch unter dem zwingenden Einfluß sinnloser Wut und Angst. Seine Hände schlossen sich wie Zangen um den Hals des Soldaten, preßten, preßten sich immer tiefer in das Fleisch hinein. Ließen erst los, als aller Widerstand erlahmte, als der Kopf mit den starrenden Augen zurücksank, die Arme schlaff herunter hingen. Da warf der Flüchtling das leblose Bündel weit von sich in den Straßengraben: Frei!

Eine Viertelstunde später lief er seinen Verfolgern in die Arme. Sie fielen zu fünft über ihn her und schlugen ihn fast tot, bevor er sich gefangen gab. Er war in seiner Angst im Kreise gelaufen, zurück zum Gefängnis.

Man brachte ihn noch rechtzeitig ein, um ihn zur anberaumten Stunde zur Hinrichtung zu schleppen. Vielleicht hatte ihn die Angst schon getötet, als man ihn im Morgengrauen auf den Stuhl band. Denn sein Körper bäumte sich nicht mehr auf, obwohl ihn zwölf Kugeln in den Rücken trafen. —

Man hatte eben sein Grab zugeschaufelt, da brachte ein Bauer mit seinem Wagen einen Soldaten, den er röchelnd im Straßengraben getroffen. Der Mann erholte sich langsam, konnte Meldung erstatten: Er hatte den Auftrag erhalten, mit seinem Rad einen Befehl vom Korpskommando zum Gefängnis zu bringen. Ein Schaden an seiner Lampe zwang ihn im Wald zum Halten. Und da war plötzlich ein Mann aus der Dunkelheit auf ihn gesprungen wie ein wildes Tier, hatte ihn gewürgt, daß er die Besinnung verlor.

Der kommandierende Offizier war ungeduldig: „Wo ist der Befehl?" Mühsam nestelte der Kranke ein Papier aus der Tasche. Der Vorgesetzte überflog es, ließ die Hand sinken.

Die Begnadigungsurkunde für den zum Tode Verurteilten kam zu spät. Es war seine eigene Schuld gewesen.